

Martin Knechtges

Der Theolog' als Kontingenzbewältiger?

Es ist noch nicht sehr lange her, da machten eigentümliche Schimpfwörter die Runde: Warmduscher, Schattenparker und Frauenverstehher. Mit ›Kontingenzbewältiger‹ greift der Autor dieses Beitrags einen Titel auf, der ihm zgedacht wurde.

Wer es genau war, der mich mit der Berufsbeschimpfung ›Kontingenzbewältiger‹ ansprach, kann ich nicht mehr sagen. Als analytisch ausgebildeter Sprachphilosoph in katholischen Diensten und als gelernter Rheinländer zwei Jahre in Berlin unterwegs, erinnere ich mich heute nur noch daran, dass mir die Bezeichnung recht keck vorkam, aber irgendwie auch zutreffend: Ja, so nimmt man wohl diejenigen wahr, die im Dunstkreis der Wissenschaftlichkeit im säkularen Berlin einen Standpunkt einnehmen, in dem Gott und Glaube eine Rolle spielen. Das scheint der Grund zu sein, weshalb man mich zu Vorträgen und Diskussionen einlädt, ganz gleich, ob diese sich nun mit der Berechtigung von Prostitution oder mit Stammzellforschung, mit Todesstrafe oder Organspende auseinander setzen sollen. Es sind Einladungen an einen professionellen Katholiken, der schon vor seiner Rede und unabhängig von seiner persönlichen Ausbildung und Positionierung Parteilichkeit und Zugehörigkeit erwarten lässt.

Kontingenzbewältiger erscheinen hellstichtiger, als man es von aufgeklärten Menschen erwarten darf. Aber was parodiert die Bezeichnung? Die Anmaßung, sich mit zu großen Gegnern zu messen? Das lächerliche Sendungsbewusstsein einer religiösen Gruppe? Oder das Scheinproblem, das deren Existenz erst sichert? Und was motiviert ›die anderen‹,

sich mit den Positionen der Religiösen auseinander zu setzen? Die bloße Hämie? Orientierung wider das bessere Wissen von der Kontingenz? Oder die unbegreifliche Sehnsucht nach den *ganz anderen* Deutungen, die sich immer dann einstellt, wenn das Unbehagen mit der eigenen Einrahmung der Welt unerträglich zu werden droht?

Unter den Religiösen (an anderer Stelle würde ich hier ›unter uns‹ schreiben) stößt jedes außen stehende Interesse an christlichen Positionen auf positive Resonanz. Caritas und Amtskirche, Diakonie und Laienorganisationen freuen sich, wenn der Rest der Republik sich für christliche Positionen in den sozialpolitischen und ethischen Debatten interessiert, wenn KNA (die Katholische Nachrichten-Agentur) und EPD (der Evangelische Pressedienst) von FAZ und NZZ benutzt werden. Bischöfe und andere Vertreter des Christentums im Nationalen Ethikrat, in bioethischen Kommissionen und Rundfunkräten bieten die Möglichkeit, aus einer religiösen Position heraus zumindest einige Fragen an die Politik zu stellen und in die gesellschaftlichen Diskurse einzubringen.

Schließlich weisen Kirchenaustritte, geringeres Kirchensteueraufkommen, Nachwuchsmangel und die nachlassende Bindung der Glaubenden an die Kirchen diesen den Weg in



die Marginalität. Schließlich wollen ihre Vertreterinnen und Vertreter die Sichtbarkeit des Christlichen in dieser Gesellschaft erhalten – auch außerhalb der Krankenhäuser und Suppenküchen. Nach einer Phase, in der zumindest intellektuelle Beiträge aus Theologie und christlichem Glauben keinen großen Anklang mehr fanden, ist jede Chance willkommen, traditionelle Stärken der Kirchen nachzuweisen. Und was die bloße Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit angeht, scheint spätestens mit dem 11. September ja auch eine Veränderung eingetreten: Unter dem Stichwort ›Postsäkularität‹ hat sich ein neuer Diskurs um die Bedeutung der Religionen für unsere Gesellschaft entwickelt; Intellektuelle wie Jürgen Habermas oder Gianni Vattimo entdecken, wenn auch auf sehr unterschiedliche Weise, die Relevanz der christlichen Weltdeutung; die British Academy fördert international ein mehrjähriges Forschungsprojekt, das die ›New Visibility of Religion in European Democratic Culture‹ untersucht.

Sollten Christen also zugreifen, wenn ihnen Ämter und Aufgaben, Sendeminuten und Redezeit eingeräumt werden? Sollten sie versuchen, wenn schon nicht alle, so doch die wesentlichen Probleme der modernen Welt stellvertretend und beteiligt zu beantworten? Sollen sie *ihren* Gott denen andienen, die in der postmodern beschleunigten Welt den Halt verloren haben, oder zumindest versuchen, politische und moralische Positionen dort zu platzieren, wo die säkulare Gesellschaft mit ihren Fragen und ihrer Rationalität zum Tanz bittet?

Dass die Kirchen und die Glaubenden die eigenen Schätze nicht verbergen und die christliche Offenbarung weitertragen sollten, ist Teil des christlichen Selbstverständnisses. Wer als Statthalter des Christlichen aber beispielsweise in bioethische Debatten eintritt, der sollte sich fragen, in welche Rolle er gerät. Und diejenigen, die Vertreter von Kirchen und religiösen Gemeinschaften um ihre Beiträge bitten, sollten sich fragen, in welcher Funktion

und mit welchen Folgen sie dies tun. Was ist das für eine Gesellschaft, die Aufgaben zu delegieren geneigt ist, die sie nicht einmal mehr allgemein verständlich benennen kann?

Ad intra: Kontingenzbewältiger – das klingt nach Welpokalsiegerbesieger! Und die Absurdität jenes Neologismus auf den Pullovern der St.-Pauli-Fans nach ihrem Sieg über die Bayern klingt in der Bezeichnung der professionell verfassten Christen mit: Ein inzwischen drittklassiger Verein, wirtschaftlich marode und ohne große Aussichten, den eigenen Einflussbereich weit über das Vereinsgelände am Hafen auszudehnen, richtet sich am Enthusiasmus der treuesten Fans auf und zelebriert den Freundschaftsspiel-Erfolg gegen einen großen Gegner mit Selbstbeweihräucherung.

Wer als Statthalter des Christlichen aber beispielsweise in bioethische Debatten eintritt, der sollte sich fragen, in welche Rolle er gerät.

Christen, die ihre eigene Mission nicht vergessen wollen, können so nicht über sich sprechen. Und wer so nicht selbst über sich reden mag, der hört in der Bezeichnung schnell den Sarkasmus, das Herablassende und Gehässige. Gleichwohl, so denke ich, bringt es auf den Punkt, wofür sich professionelle Christen gebrauchen lassen – was wir von Zeit zu Zeit auch selbst als unsere christliche Aufgabe missverstehen. Dann verwechseln wir Glauben mit Bewältigen, Fragen nach dem Beitrag eines Christen im ethischen Diskurs mit Anfragen an unsere persönliche moralische Haltung, Weltanschauung mit politischer Position.

Aus der Perspektive dessen, der sich als Glaubender verstehen möchte, gilt es zunächst, die Gefahren eigener Rechthaberei einzudämmen. Ich kann und sollte um die Vermorschung der eigenen Haltung wissen, von der Robert Musil im *Mann ohne Eigenschaften* schon zur vorletzten Jahrhundertwende schrieb:



»Ohne Zweifel war er ein gläubiger Mensch, der bloß nichts mehr glaubte: seiner größten Hingabe an die Wissenschaft war es niemals gelungen, ihn vergessen zu machen, daß die Schönheit und Güte der Menschen von dem kommen, was sie glauben, und nicht von dem, was sie wissen. Aber der Glaube war immer mit Wissen verbunden gewesen, wenn auch nur mit einer eingebilddeten, seit den Urtagen zauberhaften Begründung. Und dieser alte Wissensteil ist längst vermorscht und hat den Glauben mit sich in die gleiche Verwesung gerissen: es gilt also heute, diese Verbindung neu aufzurichten. Und natürlich nicht etwa bloß in der Weise, daß man den Glauben auf die Höhe des Wissens bringt, doch wohl aber so, daß er von dieser Höhe auffliegt. Die Kunst der Erhebung über das Wissen muß neu geübt werden.«

Wie weit ich meine Kenntnis dieser Vermorschung auch zurückzudrängen vermag: Es bleibt zumindest eine Ahnung davon, wie brüchig die theologisch gelehrige Rhetorik und der christliche Jargon geworden sind. Und es bleibt mehr als eine Ahnung davon, dass man als professioneller Christ qua Beitrag zu den bioethischen Debatten der FAZ kaum zum Kontingenzbewältiger taugte, selbst für den Fall, man hätte sich *auferstehungsmutig* zur Übernahme dieser grotesken Rolle entschieden. Thesen zur Ontologie des Lebensanfangs oder des Lebensendes bewältigen in derartigen Debatten heute weder den Relativismus der Meinungen noch die vermeintliche Kontingenz. Sie reagieren nicht einmal ernsthaft auf die Ängste derer, die nach den Bewältigern rufen. Sie bleiben – weithin – unverständlich. Neu sprechen zu lernen scheint hier die erste Propheten-Pflicht.

Andererseits scheint es weiterhin nötig, eine Gesellschaft fundamental zu kritisieren, der Religiöse ebenso angehören wie Areligiöse: eine Gesellschaft, die das Sterben aus ihrer Mitte hinausdrängt und das Zuwarten auf den Tod dem Einzelnen überlässt, die internationale Ungerechtigkeiten hinnimmt und sich weitgehend unsensibel zeigt für die Bedürf-

nisse und Ansprüche jener, die politisch nicht mächtig werden können; die Arme und dauerhaft Kranke, Behinderte und Menschen der Zukunft ebenso ausschließt aus den entscheidenden Debatten wie die sprachlose Umwelt. Kritisieren will ich die – auch von mir mitgetragene – demokratische Kultur, die moralische Herausforderungen des Einzelnen zu ethischen und politischen Problemen der Gesellschaft (ver)formt und das Prinzip der Arbeitsteilung wie selbstverständlich auch in die existenziellen Bereiche des Lebens übernimmt. Und ich beklage ein Klima, in dem der Wunsch und die Neigung, tugendhaft zu sein, in Verfahren der Gemeinschaft enteignet werden, in dem der Anspruch, Bildung und Aufklärung voranzutreiben, weitgehend aufgegeben wurde. Diese Kritik trifft die Glaubenden wie die Agnostiker, und sie trifft auch alle in deren unübersichtlicher Mitte.

Wer aber soll nun der Kontingenzbewältiger sein? Derjenige, der mit christlichen Motiven kritisiert und doch zugleich fest in dieser Welt verankert ist – der weiß, wie viel menschengemachte Ideologie im eigenen Glauben steckt? Ich stehe auf dieser und auch auf jener Seite einer Grenze, die mal die Religionssoziologen, mal die Kirchenrechtler und mal die Wissenschaftsjournalisten bewachen – überwiegend aber wohl heute niemand mehr: auf beiden Seiten einer grünen Grenze des Religiösen im postsäkularen Europa, die mitten durch mich hindurchgeht.

Bewältiger? Als suchend Glaubender spreche ich anstelle der Bewältigung viel lieber davon, wie kompliziert es mir vorkommt, mein Leben zu *führen*. Und ich habe den Verdacht, dass neue und unheilige Allianzen mich zunehmend stören. Denn wenn es um die entscheidenden Fragen geht, dann stehen die Behinderer mit und ohne Religion heute Rücken an Rücken. Die Orthodoxen aller Anschauungen wenden sich routiniert an die eigenen Lager, weisen den Häretikern den Weg und klären die Nachdenklichen wissenschaftlich so lange auf, bis diese diszipliniert zu denken bereit sind. Be-



hinderer spielen sich die Bälle zu, stärken eine Hegemonie der Freiheit vom existenziellen Zweifeln. Sie entwickeln komplizierte Synthesen aus Naturwissenschaft und Glauben, weisen dem Allmächtigen sein Quantum zu und bringen Klarheit in die Moral. Oder sie prägen mit dem unbedarften Gottesbegriff ihrer Kindheit den Diskurs, huldigen dem Letztbegründungsprinzip oder streben nach den gnadenlos humansten Bedingungen auf Erden. Für die, die sich auf beiden Seiten der grünen Grenze zu Hause fühlen, ist es leicht, zu bemerken, dass es Bewältigungs-Sehnsüchte unter Religiösen wie unter Agnostikern gibt. Aber es ist kaum zu ertragen.

Vielleicht spricht sich bei den zweifelnden Agnostikern herum, dass das Leben auch für viele Religiöse nicht einfacher geworden ist. Als nicht hinreichend säkularisierter Weltlicher und nur halb aufgeklärter Christ wünsche ich mir jedenfalls, ›Überweltigter‹ genannt zu werden. Unter diesem Titel stehe ich auch gerne Seite an Seite mit den Zweiflern unter den Agnostikern.

Die meisten Christen deuten, was heute als Erwartung an Moral und Glaube an sie herangetragen wird, als ›Anerkennung von Unverfügbarkeit‹ und von Schöpfung. Die anderen sprechen – zum Beispiel mit Blick auf die Wissenschaften als zentrale Quelle von Erkenntnis – eher von einer Sehnsucht nach Ganzheitlichkeit, die traditionelle Agenten der Ganzheit und Universalität wieder interessant werden lässt. Unabhängig vom gewählten Jargon aber lässt sich wohl festhalten, dass die Grenzen der Leistungsfähigkeit unserer aufgeklärt-etablierten Wissenschaftskultur und Erkenntnisdemokratie erreicht scheinen.

Als Glaubender ist man im Vorteil, weil der oft beschworene Verlust der (menschgemachten) Utopien den Verlust der (göttlichen) Verheißung nicht selbstverständlich mit sich brachte. *Wir* bleiben orientiert an der Figur des Mensch gewordenen Gottes, auch wenn es uns nicht der Notwendigkeit enthebt, das eigene Weltverständnis weitgehend ohne metaphysi-

sche Sicherheiten gewinnen zu müssen. Diejenigen jedoch, die ohne religiöse Konfession auskommen, sollten sich nicht über den Charakter dessen täuschen, was sie zur Weltdeutung heranziehen. Kapitalismus und Szientismus mögen keine Götzen sein, vielleicht sind es nicht einmal Ideologien. Sicher aber zwingen die Weltdeutungen, die man in der Sprache der Wissenschaften und des Marktes zu verfassen sucht, zur Übersetzung. Nur im Common Sense, im Anschließen und Verarbeiten wissenschaftlicher Erkenntnis mit anderen Erfahrungslinien lässt sich Lebenssinn gewinnen. Denn will man die Welt nicht nur beschreiben, sondern auch in ihr ein Leben führen können, ist ein solcher Anschluss unersetzlich. Was wäre das Wissen auch ohne ihn? Im Zusammenspiel von Lebensführung und Weltdeutung aber – das scheint mir bemerkenswert – waren die Religionen einmal sehr erfolgreich.